

Zeitschrift für kritische Theorie

Hermann Schweppenhäuser

Dialektischer Bildbegriff
und ›dialektisches Bild‹

Stefan Gandler

Warum schaut der Engel
der Geschichte zurück?

Wolfgang Bock

Das Lachen über Monsieur Hulot
(Tati, Bergson)

Kathy Laster / Heinz Steinert

Keine Befreiung: Herr und Knecht
in der Wissensgesellschaft

Dieter Prokop

Freiheitsmomente
kulturindustrieller Warenform

9. Jahrgang
zu Klampen

16/2003

Theodor W. Adorno – 100. Geburtstag

Frankfurter Adorno Blätter Band I bis VIII

Im Auftrag des Theodor W. Adorno
Archivs herausgegeben von
Rolf Tiedemann

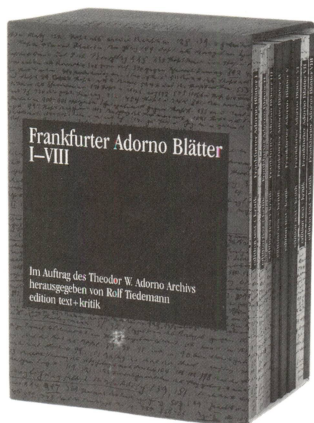
**Im Schubert zum Jubiläumspreis
von € 100,--/sfr 163,--**

(Summe der Einzelpreise:

€ 148,--/sfr 241,--)

ISBN 3-88377-752-8

»Hier kann man den Philosophen bei
der Arbeit beobachten ...«
(Berliner Zeitung).



Dialektische Studien

Im Auftrag des Theodor W. Adorno
Archivs herausgegeben von
Rolf Tiedemann

Christoph Gödde (Hg.)

**Theodor W. Adorno und
Alfred Sohn-Rethel
Briefwechsel 1936 – 1969**
1991, 174 Seiten

Claudia Kalász

Hölderlin

**Die poetische Kritik
instrumenteller Rationalität**
1988, 173 Seiten

Heinz Krüger

**Über den Aporismus als
philosophische Form**
1988, 138 Seiten

Elisabeth Lenk (Hg.)

**Theodor W. Adorno und
Elisabeth Lenk
Briefwechsel 1962 – 1969**
2001, 227 Seiten

Hermann Schweppenhäuser

**Kierkegaards Angriff auf die
Spekulation. Eine Verteidigung**
1993, 218 Seiten

Hermann Schweppenhäuser

**Studien über die Heideggerische
Sprachtheorie**
1988, 102 Seiten

Rolf Tiedemann

**Mystik und Aufklärung
Studien zur Philosophie
Walter Benjamins**

Mit einer Vorrede von Theodor W.
Adorno und sechs Corollarien
2002, 315 Seiten

Hella Tiedemann-Bartels

**Versuch über das artistische Gedicht
Baudelaire, Mallarmé, George**
1990, 153 Seiten

Renate Wieland

**Schein Kritik Utopie
Zu Goethe und Hegel**
1992, 263 Seiten

edition text + kritik

Postfach 80 05 29 | 81605 München | Levelingstraße 6a | 81673 München
info@etk-muenchen.de | www.etk-muenchen.de

Zeitschrift für kritische Theorie

Heft 16 / 2003

herausgegeben von
Gerhard Schweppenhäuser
und Wolfgang Bock

zu Klampen

Zeitschrift für kritische Theorie, 9. Jahrgang (2003), Heft 16

Herausgeber: Wolfgang Bock, Gerhard Schweppenhäuser

Redaktion: Roger Behrens (Weimar / Hamburg); Wolfgang Bock (Weimar);
Christoph Görg (Frankfurt am Main); Thomas Friedrich (Mannheim);
Gerhard Schweppenhäuser (Würzburg /Kassel)

Korrespondierende Mitarbeiter: Rodrigo Duarte (Belo Horizonte); Fredric Jameson (Durham,
North Carolina); Sven Kramer (Toronto); Claudia Rademacher (Münster)
Gunzelin Schmid Noerr (Frankfurt am Main); Jeremy Shapiro (New York)

Redaktionsbüro: Alle Zusendungen redaktioneller Art bitte an das Redaktionsbüro:
Zeitschrift für kritische Theorie
c/o HD Dr. Wolfgang Bock
Bauhaus-Universität Weimar / Fakultät Gestaltung
Geschwister-Scholl-Str. 7, D-99423 Weimar
e-mail: wolfgang.bock@gestaltung.uni-weimar.de

Erscheinungsweise: Die Zeitschrift für kritische Theorie erscheint zweimal jährlich.
Preis des Einzelheftes: 14,- Euro [D]; 24,70 sFr
Bezugspreis Inland jährlich: 25,- Euro [D]; 43,- sFr (inkl. Porto)
Bezugspreis Ausland bitte erfragen.
Berechnung jährlich bei Auslieferung des ersten Heftes.
Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung
nicht bis zum 15. 11. des jeweiligen Jahres erfolgt.

Umschlagentwurf: Johannes Nawrath

Druck: Fuldaer Verlagsagentur, Fulda

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme:

Zeitschrift für kritische Theorie. - Lüneburg : zu Klampen. Erscheint jährl. zweimal. -

Aufnahme nach 1995, H. 1 ISSN 0945-7313; ISBN 3-934920-15-2

ISBN ePDF: 978-3-86674-875-0

Inhalt

Vorbemerkung der Redaktion	5
----------------------------------	---

Hermann Schweppenhäuser Dialektischer Bildbegriff und ›dialektisches Bild‹ in der Kritischen Theorie	7
--	---

Stefan Gandler Warum schaut der Engel der Geschichte zurück?	47
---	----

Wolfgang Bock Das Lachen über Monsieur Hulot (Tati, Bergson) Zum Verhältnis von Witz, Humor und Erkenntnis	80
--	----

BILDUNG IN DER »WISSENSGESELLSCHAFT«

Kathy Laster und Heinz Steinert Keine Befreiung: Herr und Knecht in der Wissensgesellschaft	114
--	-----

KULTURINDUSTRIE · FORTSETZUNG FOLGT

Dieter Prokop Freiheitsmomente kulturindustrieller Warenform: Identitätsdarstellung in der Nichtidentität	131
---	-----

Autorinnen und Autoren	160
------------------------------	-----

Vorbemerkung der Redaktion

Die *Zeitschrift für kritische Theorie* wird seit Herbst 2002 von einem neuen Team betreut. Das hat verschiedene Gründe: Christoph Türcke wünschte sich nach über sieben Jahren Mitgliedschaft in der Redaktion wieder mehr Zeit für seine eigenen Arbeiten. Sven Kramer, ebenfalls seit dem ersten Heft dabei, wurde nach Toronto berufen und Gerhard Schweppenhäuser nach Würzburg. Christoph Türcke wird der *Zeitschrift für kritische Theorie* als freundschaftlicher Berater verbunden bleiben, Sven Kramer als korrespondierender Mitarbeiter. Gerhard Schweppenhäuser bat seinen ehemaligen Weimarer Kollegen Wolfgang Bock, die *Zeitschrift* in Zukunft gemeinsam mit ihm herauszugeben. Roger Behrens und Thomas Friedrich wurden eingeladen, zusammen mit Christoph Görg und den Herausgebern in der neuen Redaktion zu arbeiten. Personelle Erneuerung und Verstärkung werden die Redaktionsarbeit verändern und damit auch die Hefte, nicht jedoch die redaktionellen Grundsätze und Intentionen der *Zeitschrift für kritische Theorie*, wie sie im Editorial des ersten Heftes 1995 angekündigt und seither nach Kräften umgesetzt worden sind. Dabei hilft seit dem Frühjahr 2003 nun auch Jeremy Shapiro vom Fielding Institute Santa Barbara in New York, der als korrespondierender Mitarbeiter an die Stelle von Ulrich Kohlmann getreten ist.

Der Beitrag von Hermann Schweppenhäuser gibt einen enzyklopädischen Einblick in den Bildbegriff der Kritischen Theorie. Nach einer grundlegenden philosophischen Erörterung des Verhältnisses von Kognition und Imagination werden Bildtheorien und Begriffs-Bild-Konstellationen bei Adorno, Horkheimer und Benjamin erörtert. Die Darstellung zeigt, dass die Autoren der Kritischen Theorie Ökonomiekritik und Semiotik auf eine Weise verbunden haben, die sich in der gegenwärtigen zeichentheoretischen Diskussion behaupten kann.

Kaum ein Text der Kritischen Theorie ist mit seinen Metaphern und Thesen dermaßen ins Feuilleton eingewandert, dadurch aber auch in seinem kritischen Impuls nivelliert worden, wie die Thesen *Über den Begriff der Geschichte* von Walter Benjamin. Dass diese Thesen in Zeiten der Globalisierung einen höchst aktuellen Gehalt haben, meint Stefan Gandler. Von verschiedenen Gesichtspunkten aus setzt er sich mit der Frage auseinander, welche Rolle die Theologie bei Benjamin spielt, gerade im Hinblick auf den kritischen und revolutionären Impuls der Thesen. Diesen Impuls versucht sein Text freizulegen und

– angesichts der »Globalisierungskritik« und ausgehend von den Erfahrungen der Länder des Südens – neu zu interpretieren.

Das Lachen des Monsieur Hulot von Wolfgang Bock zeigt, wie Anpassung zum Lachen reizen kann. Hulot agiert, als wäre er unvermittelt in die Moderne gestoßen worden; er versucht durch Hyper-Anpassung in ihr heimisch zu werden und die Anerkennung seiner Mitmenschen zu erwerben. Dies führt Situationen herbei, die uns als Beobachter zum Lachen reizen, und das Lachen des Betrachters ist nach Henri Bergson selbst wiederum eine instinktive Methode sozialer oder gemeinschaftlicher Anpassung.

Den aktuellen Veränderungen des alten Themas *Herr und Knecht* gehen Kathy Laster und Heinz Steinert nach. Während wir es im Selbstverständnis der neuen Dienstleistungsberufe mit einer neuen Elite zu tun haben, zeigt ihr Aufsatz, wie sich tatsächlich eine ironische Verwirklichung der Dialektik von Herr und Knecht ereignet: Diener fühlen sich als Herren, verwirklichen dadurch aber nur die Verdummung der Herren und nicht mehr die erwartete Emanzipation von der Herrschaft. Laster und Steinert untersuchen dies vor allem am Beispiel der Beratungsindustrie und liefern damit einen Beitrag zu unserer Reihe über die Wissensgesellschaft.

Dieter Prokop knüpft in seinem Beitrag zur Debatte über den gegenwärtigen Stand der Kulturindustrie-Kritik an frühere Überlegungen an (siehe *Zeitschrift für kritische Theorie*, Heft 14). Den Waren der Kulturindustrie wohne – wie allen Waren – eine eigensinnige Tendenz gegen die allgemeine »Entwertungstendenz« inne, die vom Tauschwert und der allgemeinen Ware, dem Geld, ausgeht. Ist dessen objektives Gesamt-Telos universale Identität, so können die je einzelnen Waren nur reüssieren, wenn sie imstande sind, eine Differenz zu allen anderen zu markieren. Um sich auf dem Markt zu behaupten, müssen massenkulturelle Waren Strategien der »Assimilation«, der »Anpassung« oder der »Gegenwehr« folgen. Prokop sucht den Ort des Nichtidentischen im kulturindustriellen Identitätszwang; er verbindet Motive der Ökonomiekritik und der Cultural Studies.

Das Adorno-Jubiläum wirft seine Schatten voraus. Die Stadt Frankfurt scheint ihren »großen Sohn« würdigen zu wollen; sogar die Umgestaltung des unwürdigen Adorno-Platzes wurde angekündigt. Was es mit solchen Umarbeitungen auf sich hat, was überhaupt die Substanz des Jubiläumsjahres sein wird und was ein aktuelles Interesse an Adorno sein könnte, dem versucht die *Zeitschrift für kritische Theorie* in den kommenden Ausgaben nachzugehen.

Die Redaktion

Hermann Schweppenhäuser

Dialektischer Bildbegriff und ›dialektisches Bild‹ in der Kritischen Theorie*

»Philologie ... jene ehrwürdige Kunst ... heute nötiger als je ... in einem Zeitalter der Hast, der unanständigen und schwitzenden Eilfertigkeit, das mit allem gleich ›fertig werden‹ will, auch mit jedem ... Buche: – Sie selbst wird nicht so leicht irgend womit fertig, sie lehrt gut lesen, das heisst langsam, tief, rück- und vorsichtig, mit Hintergedanken ..., mit zarten Fingern und Augen lesen.« (Nietzsche, Morgenröte)

Dem kritischen Philosophen, der immer zugleich treuer Philologe gewesen ist, ROLF TIEDEMANN in Freundschaft mit allen guten Wünschen zum 70. Geburtstag

H.S.

1. Das Problem des anschaulichen Denkens, denkender Anschauung

Über das philosophische Problem des Verhältnisses von Begriff und Bild und seiner Dialektik – nämlich der Korrelativität und der Komplementarität von *cognitio intellectiva* und *cognitio sensitiva* in der Einheit oder der Ähnlichkeit dieser Unterschiedenen, ja Gegensätzlichen – erhalten wir nicht in allen jüngeren philosophischen Theorien befriedigende Auskunft. Zeigen lässt sich an diesem Problem, dass Kritische Theorie mitnichten obsolet ist und dass philosophische Probleme (wie gerade das dialektischer, historischer Bildlichkeit und Begrifflichkeit) als womöglich noch weitaus akuter inmitten unserer angeblich posthistorischen, »postdialektischen« Ära sich darstellen, als der Zeitgeist wahrhaben will. Nicht nur bleibt stets noch zu lernen von dialektischer Erörterungsart und von dem dialektischen Gebrauch von Begriff und Bild, wie die maßgeblichen Autoren Kritischer Theorie ihn übten und applizierten im Sinn und im Horizont der Vergegenwärtigung bestimmter philosophischer Problemla-

gen; darüber hinaus sind deren weitere Abklärung in der Aufnahme und Fortsetzung kritischer interdisziplinärer Diskurse von ihr zu erwarten.

So, wie Staunen konstitutiv für Philosophieren, und Philosophieren für Erkennen ist, so ist für das Erfassen und Begreifen von Sachen und Sachverhalten konstitutiv das Anschauen und das Denken (Urteilen in Begriffen), in dem und durch das Philosophieren, θεωρεῖν sich vollziehen; also in jenen zwei Weisen des Begreifens, Auffassens des Wirklichen, des Objektiven durch das Subjekt, die tief in diesem Subjekt verankert sind und wurzeln: in seinem Anschauungsvermögen und seinem Denkvermögen, der vis imaginationis (der sinnlichen wie der geistigen) und der vis iudicandi (Beurteilungskraft). Kant nannte sie die beiden heterogenen Stämme des menschlichen Bewusstseins, die trotz ihrer (und in ihrer) Heterogenität im menschlichen Wesen vereinigt und wirksam sind.¹ Zwar sucht die eine Kraft die andere stets wieder zu bewältigen oder einzuschränken; Sensualität über Intellektivität (und umgekehrt) zu dominieren. Doch stets wieder muss das integrale (Anschauung und Begreifen vereinigende) Denken daran mahnen und es deutlich machen, dass und wie beide voneinander abhängen, einander komplettieren; muss der sensuelle und der intellektive »Verstand« sich von der spekulativen »Vernunft« die dialektische Komplementarität beider zum Bewusstsein, auf den angemessenen Begriff ihrer selbst bringen lassen.

Angesichts der semantischen Konfusion, die durch Überbeanspruchung der Bildlichkeit der Sprache, des λόγος, der das Grundmedium der Philosophie ist, und durch Überakzentuierung der Logizität, der klassifikatorischen Begrifflichkeit der Sprache (und der Sprachen), damit aber auch der Beeinträchtigung, ja Zerstörung der logischen und der imaginativen Kompetenz selber, die dem Dialektiker Kierkegaard auffiel, zeigt sich das Vernunftpostulat dialektischen und kritischen (vorab sprachkritischen) Begreifens als dringend geboten, um nämlich den Umfang und die wirkliche Leistung von cognitiver Kompetenz und ihrer Beeinträchtigung und Wiederherstellung erlassen zu können: erlassen in Bestimmung und Kritik des Denk- und Anschauungs- (Darstellungs-)Vermögens (der Kraft der Darstellung des Erkannten in Bild und Begriff). Sie nimmt Hegel vor, der die Bestimmung des spekulativen dialektischen Denkens in Sätzen wie dem ausgesprochen hat, dass »Philosophie die denkende Betrachtung der Dinge«² ist. Mit der existenz-dialektischen Kritik Kierkegaards an der angeblich so konfusen, begriffsverwirrenden Hegelschen Spekulation³ ist immerhin die der Konfusion zugrundeliegende *Konfundiertheit* von Anschauen und Denken, die semiotische und die semantische Seite des Philosophierens und der Cognition ins Blickfeld gebracht, und dem näher zusehenden Blick

geht die Dialektizität dieser Konfundiertheit auf. An ihr kann dann ermessen werden, wo und warum sie in die beklagte semantische Konfusion umschlägt – also in die Missgestalten und Unfiguren, in denen das interkonstitutive Verhältnis von Bildlichkeit und Begrifflichkeit signifikant gestört ist. An solchen semantischen Unfiguren zeige sich so etwas wie die Substitution eines Quid-proquo: einer dialektischen Scheinrede für eine Wahrrede, die sie sein soll, aber sein nicht könne; einer Unterschiebung des Virtuellen, Möglichen fürs wahrhaft Wirkliche, Reale – ein semantischer Missbrauch, der freilich weniger den Hegelianern des 19. als den Virtualisten, den Als-ob-Philosophen des 20. Jahrhunderts vorzuhalten ist. Bei ihnen findet sich Wahrsein durch Wahrscheinen ersetzt – doch so, dass allein das Wahrscheinliche als das Wahre gelte und das Wahre eben anders nicht zu haben wäre denn als das Wahre in seinem Wahrscheinen; das heißt aber: als das Zweideutige von ›wahr‹ und ›scheinhaft‹ in der Eindeutigkeit des Wahrscheinlichen.⁴ Das Bild, der Schein ersetze den Begriff (das logisch Wahre). Doch ist dies nicht sowohl zu *verurteilen*, als in seiner seltsamen (zweideutigen) Konfundiertheit zu *beurteilen*, nämlich in der kategorialen Strukturiertheit dieses als Konfusion erscheinenden Konfundiertseins, also in der Komplementarität von Bild und Begriff: der Feststellung einer ausschließenden Widersprüchlichkeit der Prädikate ›wahr‹ und ›scheinbar‹ (durch die hier – einerseits – die Konfusion der Begriffe ermessen wird): der Zweideutigkeit in der Figur der Eindeutigkeit eines Dritten, das die beiden vereinigt: eben dem Wahrscheinlichen (το ἔκτος)⁵, das – andererseits – die Konfusion als dialektische Konfundiertheit erweist. Diese Figur ist in ihrem Gefüge ähnlich der Unfigur eines Zugleichseins und -geltens von Simile und Original (›Echtem‹) in der Einheit eines ›Ähnlichen‹ – also in einem dem Echten bloß Ähnlichen und nicht mit ihm Identischen; das Simile (etwa das Schmuckstück, das Gold vor-täuscht), hat nicht den gleichen Wert wie das echt goldene. Dennoch ist es nicht wert-los (also von einer *den Wert ausschließend negierenden* Eigenschaft), sondern ein *vergleichsweise* Wertvolles *und* Wertloses, also von einer eigenen Wertigkeit: einer limitierten, einerseits von Vollwertigkeit, andererseits von Minder- oder Unwertigkeit begrenzten, bestimmten Wertigkeit. Es ist bestimmt als Wertähnliches: eine dritte Eigenschaft, in der reine ausschließliche Wertigkeit einerseits und reine ausschließliche Wertlosigkeit, also *Identität und Verschiedenheit der beiden identischen positiven und negativen Wertigkeiten selber in Einheit* sind, einer Einheit, einem Dritten neben den beiden verschiedenen anderen: jenem *tertium* nämlich, *das es gibt* und das die dialektische *analogische* Denkart geltend macht, während es die *identitätslogische* als ›unmöglich‹ und nichtexistent leugnet in dem so genannten logischen Grundprinzip des tertium

non datur. Das Simile – das Ähnliche – als die limitierte Bestimmtheit und Einheit des Echten (das es vortäuscht) und Unechten (das es ist) ist eine Art von Ersatz-Einheit für die reine Identitätseinheit. Es ist nur vergleichsweise echt, das heißt in der Proportionalität von ›echt‹ und ›unecht‹ so beschaffen, dass der Quotient aus ›echt‹ und ›unecht‹ größer ist als der aus ›echt‹ und ›echt‹ (im Identitätsfall) – *größer* nämlich in Relation auf den Nenner, *kleiner* bezüglich des Zählers des Quotienten, die im Identitätsfall, der *ungebrochenen* Ganzzahl *gleich groß* sind: in der abstrakten Identität von Zeichen (Zahlzeichen) und Namen (Bedeutungszeichen; Gepräge des Gegenstandswesens); dies ist die geläufige Gestalt-Figuralität der Identität (Begriffs- und Bild*identität*), die in der symmetrischen Proportionalität – 1:1, 1/1 – sich charakterisiert, während die Ähnlichkeits-Figur (Begriffs- und Bild*analogie*) durch Disproportionalität, Gebrochenheit, an der Quotienten-Gestalt sich greift (sinnfällig wird das etwa an der Bestimmtheit alles *Endlichen als eines Quotienten der Unendlichkeit*; als eines *Bruchstücks des Ewigen*, wie der spekulative Schelling sie fasste⁶).

Spekulatives Denken zeigt sich als Denken in und vermittelt von Analogien, Ähnlichen als Einheiten des Identischen und Nichtidentischen; Denken, das die Identitäten (begriffliche wie bildliche) sei's als defiziente, ›abstrakte‹ Identitäten, denen man die Dialektik nachrechnen und erst noch bewusst machen, oder die sie implicite enthalten, und die man nur explicit machen, in analogen Begriffen und Bildern aufweisen und darstellen muss. In beiden Modi werden die Dinge intentione obliqua, als ›gebrochene‹ erfasst, also das je Unmittelbare, reine Seiende auf vermittelte (›unreine‹, wie der logische Purist sagt) Weise. Das Erkennen und Wissen der Dinge durch Begriffe und Bilder, in Begriffen und Bildern geschieht ›vermittelt‹: vermittelt eines Dritten, eines tertium medium (eines Schemas, eines speculum, interface etc.), das mit den beiden Heterogenen, mit einem jeden von beiden *etwas gemeinsam haben muss* (beim Spiegel die anscheinende Ebenbildlichkeit des Bildes und des Spiegelbildes), so, dass es ohne dies jeweils Gemeinsame die Vermittlung nicht leisten könnte. Dies Mittlere erweist sich im Falle des Denkens überhaupt, und sensu eminentiori des spekulativen, der ›Logik‹ (Erkenntnis der Dinge im Logos, Sprachmedium, ›Sprachspiegel‹) als *die Sprache*, und zwar die Wortsprache; im Falle anderer Arten der Vermittlung, nämlich innerhalb der Bildsphäre, der Sphäre der Anschauung (sozusagen der *Bildwelt*, Welt der Sinne im Unterschied der logischen, der *Begriffswelt*, der Sphäre von Sinn und Bedeutung) erweist sich als dies Medium das der nicht-verbalen Sprachen (reine Ausdrucks-, Gesten-, ›Bild‹-, Schriftsprachen im Sinne der Schrift als écriture: Engrammierung; als Figuration von Zügen, les-

baren Chiffren, Kryptogrammen; der Geheimcode wäre in diesem Sinne etwas wie der ›schwarze Spiegel‹).

Zunächst und primär sind Denken (als betrachtendes) und die Betrachtung (als denkende) gleicherweise aufs Medium der Wortsprache verwiesen. Das heißt, am Wort als Medium denkender Betrachtung muss es ebenso ein begriffliches wie ein bildliches Potential geben, vermöge dessen denkende Betrachtung sich aktualisiert als Erkennen der Dinge – und zwar als angemessenes (›zutreffendes‹) Erkennen und Beurteilen der Dinge, angemessen an und zutreffend auf die anschaulich körperliche und die sinnhaft noetische Beschaffenheit der Dinge selber. Schon die spekulativen Grammatiker des Hochmittelalters⁷ haben diese anschaulich-logische Ambivalenz der Sprache einsichtig machen können: an ihrer Distinktion zwischen ›Sprachgestalt‹ und ›Sprachgehalt‹. Ihnen war deutlich, dass es eine begriffliche und eine ›bildliche‹ Seite des Wortes (des Grundelementes der Sprache) gibt: seine Bedeutung und seine jeweilige kategorial ausgeformte Gestalt. Begriffe sind *Bedeutungen* (scil. die der begriffenen Sachen), Bilder dagegen (als bloße ›begriffslose‹ Abbildungen etwa) *erst noch zu deutende* ›Gesichter‹, Anblicke der Sachen; ›geben‹ Perspektiven der Sache (Lagen, in denen die Sache steht, ›sichtbar‹ wird) und geben erst, nachdem sie als ihre Aspekte, ›Abschattungen‹ (und ›Beleuchtungen‹) bewusst gemacht – also reflektiert – sind, etwas für die Erkenntnis der Sachen in Bildern und durch Bilder her: sie lassen sie als Chiffren sozusagen dechiffrieren. Bedeutungen also zeigen sich zum einen als unmittelbar einleuchtende, intuitiv identifizierte Sinngefüge, ›Sinngestalten‹, zum andern als durch successive Deutungsschritte, durch ›Spurenlesen‹ gewonnene, in ihren Zügen zusammenschießende Bedeutungskomposite oder -komplexionen. Durch diese Ambivalenz des Erkannten als *Bedeuteten* und als *Gedeuteten*, als des Logisch-Begrifflichen (Sinnhaften) und als des Physiognomischen (Anschauungs- und Schrifthaften) des Wortes wird das betrachtende Denken den *betrachteten begriffenen* Sachen selber gerecht: Das Wort erweist sich als Schematismus zwischen anschaulich-körperlicher und geistig-sinnhaft bestimmter Sache selbst.

Beim Ausdrucks-Schrifthaften: dem Physiognomischen des Bedeuten ist namentlich auch an die syntagmatische Figur des Orakels (einer bestimmten Rätselart) zu denken, an dessen von dem dialektischen Urdenker Heraklit so überaus prägnant erfasste Struktur; Heraklit nämlich sagt, dass der *Anax* (der Herr des Orakels in Delphi) in den Orakeln weder etwas *ausspricht* noch etwas *verschweigt* (οὔτε λέγει, οὔτε κρύπτει); weder etwas sehen lässt noch etwas verbirgt, sondern dass er in ihnen und mit ihnen *σεμάνει*,⁸ das heißt: *bedeutet*, also deutend auf Bedeutendes verweist. Und das meint implicite: den Sinn muss der Orakelle-

ser selber treffen, richtig zu erfassen suchen; um der zu erlangenden Eindeutigkeit willen das Risiko der Mehrdeutigkeit eingehen. – Allgemein vertraut ist dieses Risiko bei Bilddeutungen: Es kann so sehr anwachsen, dass sich als die eigentliche Bedeutungs- und Deute-Form beim ›Bilderrätsel-Lösen‹ die orakelmäßige erweist, das heißt, dass das Bild selber das Orakel, das eindeutig Vieldeutige ist, das man bei der Bilddeutung sozusagen in Kauf nimmt. Polyvalenz des Bedeuten ist aber formallogisch in Aussagesätzen (propositiones) nicht zu tolerieren, weil nur eindeutige logische Bedeutungswerte eine Aussage – ›risikolos‹ – wahrheitsfähig und (im wissenschaftlichen Sinn) erkenntnisrelevant machen – wogegen, was logisch ein Manko (wie die Mehrdeutigkeit) ist, im analogischen, dialektischen Denken (das immer zugleich ein spekulativ-anschauliches ist) einen erwünschten Bedeutungswert darstellt.⁹ Dies wird sogleich deutlich, wenn man die logisch-rationale Redeweise vergleicht mit der poetisch-ästhetischen und der oratio, die (im Sinn substantiellen ›ästhetischen Scheins‹) nicht polyvalent, ›schillernd‹, farbig *nuanciert* genug sein kann und im bildlich-bildhaften Potential der Begriffe jedenfalls ausreichend, um diesen Begriffen Affinität und ›Angemessenheit‹ an die nuancierten Sach- und Sprachverhalte selber zu verleihen. Die ratio des Denkens fordert Eindeutigkeit (der Begriffe), die oratio, die ›Bilderrede‹ braucht Mehrdeutigkeit, Metaphorik, »différences« der Begriffe.

Es zeigt sich demnach an diesen Sachverhalten der Ambivalenz, der Polyvalenz; an der Struktur des Konfundiertseins von Bild und Begriff eine tiefgewurzelte *Analogie zwischen cognitio sensitiva und cognitio intellectiva selber*, also deren Ähnlichkeit, und der logische Status dieser Ähnlichkeit als der einer gebrochenen, sogar mehrfach gebrochenen Art von Gleichheit: gebrochen nämlich in die Anteile des Gleichseins und die des Ungleichseins in dieser *nichtidentischen Identität*. Es ist die der »Verwandtschaft«, einer vergleichswise Identität – einer logischen Grundform, die Wittgenstein – der ›reflektierteste unter den Positivist‹¹⁰ – in der analytischen Philosophie geltend machte, damit dem (dieser selbst verborgenen) analogischen Charakter, ihrer ›dialektischen Valenz‹ Rechnung tragend – jener suo modo wohlbegründeten Mehrdeutigkeit analogischer Charaktere, die im modernen Logik-Diskurs für die im weitesten Sinne ästhetische Denkart gilt: für eine um Seinsart und Beschaffenheit von »Nicht-identisch-Identischem« bemühte, die Strukturen des Verwandtschaftlichen (wie es in Familien, Stämmen, pluralen Formationen aller Art, auch ›Systemen‹ von Dingen sich darstellt) aufweisende, die klassifikatorisch-identifizierende Denkart korrigierende und differenzierende; die, welche ›Verwandtschaft‹ als die charakteristische Bestimmtheit der Glieder, Elemente jener pluralen Formationen und ›Systeme‹ dartut. Danach sind alle diese Elemente solcher ›Fami-

lien« (Wittgenstein hatte sie u. a. an den einzelnen Sprachen exemplifiziert) *gleich* in ihrer Eigenschaft der Familienzugehörigkeit und *ungleich*, different (bis zur Inkommensurabilität) als die einzelnen Familienangehörigen, Stammesglieder oder ›Systemelemente‹; different in ihrer bis zur Ausschließung gehenden absoluten Individualität, der Unteilbarkeit sensu stricto, nämlich jener ›Unanteilnahme‹, ›Unanteilhabe‹, wie sie den emphatisch *Einzelnen*, den »Einzig« etwa im Sinne Kierkegaards oder der Stirnerschen Individualitäts-Ideologie kennzeichnet (der – wie der Kierkegaardsche – nicht mehr mit dem »Christentum« in Kommensurabilität ist, sondern nur noch mit dessen Verfallsform der »Christenheit«). Die Kategorie der Ähnlichkeit – der zwischen Kompatibilität und Inkompatibilität des Ähnlichen; seiner Konformität mit Stamm und Familie und seiner Unvereinbarkeit mit ihm – lässt einen diagnostischen Blick nicht bloß auf die Medien des Begriffs und des Bildes, sondern auf die im Medium und durch es *Vermittelten selber* zu: auf das im Anschauen Angesehene, im Begriff Begriffene, im betrachtenden Denken Erkannte selber – auf das also, was sie denn nun »an sich«, intentione recta *sind* (oder *nicht sind*), oder was sie sein könnten; sie erlaubt einen Blick auf ihre Wirklichkeit, ihre Möglichkeit, auf ihr Nicht- und Defizientsein, ihre Gebrochenheit, die *Negativität*; damit aber einen Blick darauf, was Bilder, Begriffe als Erkenntnis- und als Darstellungsmittel von dem wirklichen Sein und Nicht-Sein erfassen und ausdrücken können (oder eben nicht können). In den Blick kommen Funktionsfähigkeit und -tüchtigkeit (oder -untüchtigkeit) von Bildern und Begriffen, von dialektischen Begriffen und Bildern selber (hier, dem Thema gemäß, am Beispiel derer der Kritischen Theorie).¹¹

2. Dialektisch-analogische Mischfiguren

Wollen wir uns dessen versichern, was Vergegenwärtigen der Dinge in Begriffen und Bildern für die Relevanz (oder Irrelevanz) der Erkenntnis der Dinge bedeutet, können wir nun die Frage nach ihr – das Problem der *cognitiven Kompetenz »intellektuellen Anschauens« und »anschauenden Denkens«* – in zwei Fragen ausdrücken: einmal, was heißt »ich mache mir ein Bild, eine Vorstellung von etwas?« und zum andern: was heißt »ich mache mir einen Begriff von etwas?« – in Zerlegung der eigentlichen Frage: »was gewinne ich in beiden Fällen dabei«, scil. hinsichtlich der Erkenntnis; einer besseren, genaueren, einer ernstlich triftigen Erkenntnis der Sache, »von der ich ein Bild, einen Begriff erlangen will?« Den Erkenntnisgewinn, der zu erwarten steht, hat Kant in der klassischen Formulierung bezeichnet, in der er postulierte: dass *Anschauungen* (scil. das Bild von der

Sache) ›sichtig‹, soll heißen nicht-›blinde‹, nicht blind bleibende sein, und *Begriffe* (von der Sache) konkrete, ›volle‹, das heißt nicht ›leere‹ (inhaltslose) sein müssen,¹² wenn anders sie triftige Erfahrung und Erkenntnis der Sache gewährleisten sollen. In beiden Fällen sind Vorzüge und Nachteile sowohl des anschauenden Erkennens (durch Bilder) wie auch des begreifenden Erkennens (durch Begriffe) aufgewiesen: Wenn meine Anschauungen ›blind‹, meine Bilder, imagines ›unsichtig‹, ›untief‹ und meine Begriffe ›leer‹, inhalts- und ›gedankenarm‹ sind, dann gewähren sie keine der Sache angemessene Erkenntnis – angemessen nämlich an den physisch-sensuellen und den noetisch-sinnhaften Charakter (die Bedeutung, den Seinsstatus) der Sache selber. In andern Worten: das *Erkenntnismanko des Bildes* ist seine bloße ›bewusstlos-oberflächliche‹ Anschaulichkeit, die ›Bildlosigkeit des Bildes‹ (wie Adorno es formulierte¹³), jene Bildlichkeit, die vor lauter ›Bildsein‹ kein eigentliches Sehen, keine Sicht, keine Einsicht gewährt (also etwa gerade auch jene *evidentia* verwehrt, die sonst nur der ›logischen – unmittelbaren – Anschaulichkeit‹ in der *cognitio intuitiva* zufällt und die vergleichsweise den Modellcharakter für die eigentlich ›spekulative intellektuelle Anschauung‹ haben könnte, den sie für den Spinozisten Schelling tatsächlich ja auch hatte). Dem Manko des Bildes also korrespondiert ein Plus, ja Surplus des Begriffs – und umgekehrt, so zeigt sie Überlegung, korrespondiert dem *Manko des Begriffs* (ungeachtet zunächst des zum Keimen zu bringenden ›Samens der Intuitivität‹ in seinem Innersten) jenes Plus an Anschaulichkeit, an Bildlichkeit, wie sie zunächst nur *das Bild* in seiner Farbigkeit, seinen nuancierten Abschattungen, seiner reichen Perspektivik, seinen Reflexen und all seinen Rückspiegelungen zeigt und darweist (wenn man es nur genau und mit ästhetischem: ›künstlerischem Verstand‹ anschaut); *das Manko, Debet des Begriffs ist also das Plus, Credit des Bildes; das Plus des Bildes das Manko des Begriffs*. Will ich demnach angemessene Erkenntnis der Sache, muss ich Debet und Credit des einen mit Credit und Debet des andern ausgleichen: Ich muss mich der Komplementarität von Bild und Begriff versichern, um einen solchen Ausgleich zu Gunsten angemessener und ernstlich kompetenter Erkenntnis vornehmen zu können. (Man sieht sogleich: dieser Ausgleich ist kein einfach und rein quantitativer: keine abstrakte Tauschwertung, sondern ein qualifiziert-quantitativer: ein dialektisch-analogisches Wechseln [Vertauschen eines *quid pro quo*], in dem die Qualifikation der Sache bewahrt bleibt und – etwa ökonomisch geredet – im ›gerechten Tausch‹ auch bewahrt und erhärtet bleiben muss.)

Betrachten wir das Gefüge dialektischer Komplementarität noch etwas genauer. In der von Bild und Begriff sind beide zugleich Verschiedene, Heterogene *und* einander Ergänzende. Ein Ganzes ist eines *aus Teilen*; etwas, das ein